

# Film/Kinoprogramm



Junkies gelten als Treibgut gesellschaftlicher Brüche, und doch führen sie ihr Leben so geschäftsmäßig wie andere auch.

Der Iglu aus Aluminium nennt sich „City-Toilette“. Ein Gehäuse, das einen jungen Mann für zehn Minuten in eine Zeitkapsel einschließt, abgeschirmt vom Getriebe am Bahnhof Zoo. Drinnen dudelt Elektro-Sound in Endlosschleifen. Alles ist klinisch blank. Der junge Mann bindet einen Riemen um den entblößten Oberarm und spritzt sich Heroin in die Vene. Einen Moment lang schließt er die Augen, legt den Kopf zurück. Dann entleert er Blutreste aus der Kanüle in die Toilette und wirft die Spritze in den Müll. Eine Stimme vom Band verkündet das Ende der „Benutzungszeit“. Der Mann packt seine Utensilien zusammen wie ein Mechaniker, der sein Werkzeug aufräumt. Was zu tun war, hat er pünktlich und routiniert erledigt.

„Drifter“ bedeutet so viel wie Herumtreiber, Eischollen driften in der Strömung, Fahrzeuge driften ab. Sebastian Heidingers Dokumentarfilm „Drifter“ begleitet einen jungen Mann und eine sehr junge Frau, die herausgetrieben wurden aus ihren Dörfern und Familien. Sie gelten als Treibgut gesellschaftlicher Brüche und Einbrüche, und doch führen sie ihr Leben so nüchtern und geschäftsmäßig wie andere auch. Der Tagesablauf von Daniel und Aileen wird von der Sucht bestimmt. Geld muss beschafft werden und Stoff. Die Haare müssen gewaschen werden, die Augen geschminkt. Beide haben Freier. Daniel übernimmt den Part des Beschützers, doch er weigert sich, Aileen zum Strich in die Kurfürstenstraße zu begleiten. Er will nicht ihr Zuhälter sein. Sie haben keine Wohnung, ihr Besitz passt in ein Schließfach bei der Caritas. Ihr Lebensraum ist das Areal am Bahnhof Zoo, ein Ort, der mit Mythen und Klischees beladen ist und sich doch von anderen Transiträumen kaum unterscheidet. Passagen, U-Bahnen, Schlafräume der Wohlfahrt, Discout-Läden, Korridore zwischen Straßen und Plätzen.

Die Stadt ist hier nur funktional, ausgerichtet auf Konsum und Verkehrsverknüpfungen. Wer hier lebt, muss sich Fertigkeiten aneignen, die der Anpassungsleistung von Pflanzen in Wüstengebieten glei-

## Ich würd mich selber auch nicht mitnehmen

Sebastian Heidinger gelang eine großartige Dokumentation über junge Junkies am Bahnhof Zoo

VON CHRISTINA BYLOW

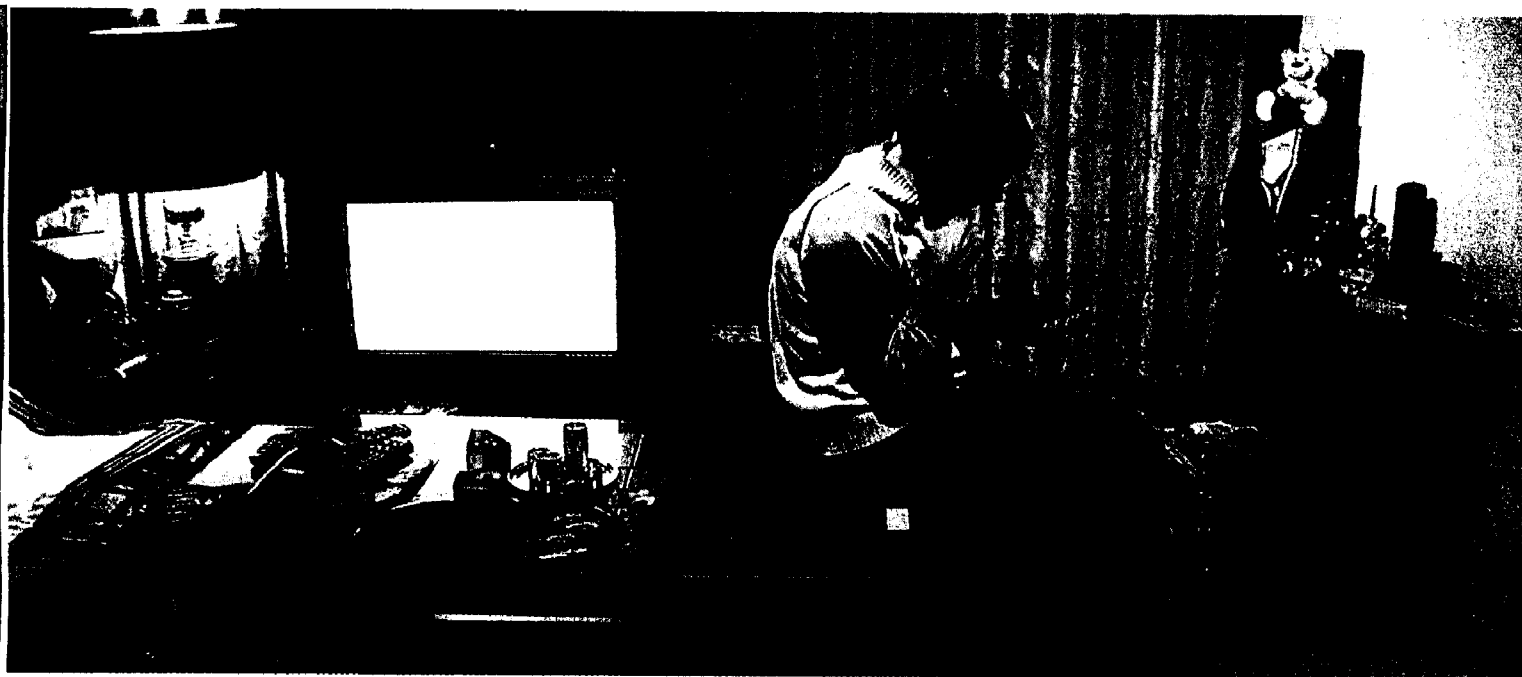
chen. Aileen und Daniel sind genügsam und organisiert. Wenn Daniel bei einem Stammfreier ist, wälzt er Schnitzel in Ei und Semmelbröseln, gießt Sauce über Gemüse und Kartoffeln. Die Schuhe stellt er ordentlich nebeneinander unter das Bett. In der Schlafunterkunft deckt er das Mädchen zu, bevor er das Licht löscht und in seine Koje geht. Sie sind mehr Paar als Notgemeinschaft. Doch die Not Aileens wird am Ende so groß, dass sie die Verbindung zu ihrem Freund abbricht.

Sebastian Heidinger ist mit diesem großen, bescheidenen Film etwas nahezu Unmögliches gelungen: Aileen, Daniel und die Nebenfiguren haben den Regisseur und die Kamera vergessen. Das Team fuhr fast ein Jahr lang jeden Tag zum Bahnhof Zoo und installierte sich in einem Kleinbus selbst als fester Bestandteil des Territoriums. Die „Kinder“ kamen zu ihnen, nicht umgekehrt. Und doch sind die Protagonisten für sich und bei sich geblieben. Aileen in ihrer Müdigkeit und ihrem Wunsch, Kind zu sein. Daniel in seiner fast zwanghaften Ordentlichkeit und dem Bemühen um sein Außeres.

Heidinger begegnete ihnen so behutsam wie eine erfahrene, kluge Hebamme, die einem Kind auf die Welt hilft. Er stellte Daniel und Aileen keine Fragen nach Vergangenheit und Zukunft, kommentiert nichts. Die Kamera tastet ihre Körper ab, die sie martern und zugleich instand halten, weil sie ihr Kapital sind. Aileen sagt zu einer Ärztin, die ihr Blut abnimmt: „Ich hab einen Arztarm und einen Ballerarm.“ Er hört Gesprächen und Selbstgesprächen zu, die mehr erzählen als jede psychologische Erklärung. „Ich würd mich selber auch nicht mitnehmen“, sagt Aileen auf dem Weg zum Strich an der Kurfürstenstraße. „Und wenn dann höchstens für einen Zehner“.

**Drifter** Dtl. 2007. Regie: Sebastian Heidinger, Bildgestaltung: Henner Besuch, Produzent: Nils Boekamp, 81 Minuten.

Berliner Zeitung 11.6.09



Auf dem Sprung. Stricher Angel checkt seine Termine in der Wohnung eines Freiers.

Foto Salzgeber

# Wir Junkies von der Kurfürstenstraße

Behutsam, schmerzhaft, fair: Sebastian Heidingers Doku „Drifter“ über Süchtige auf dem Straßenstrich

VON JULIAN HANICH

„Gefällt Ihnen das Leben so?“, fragt die Ärztin. „Nee“, sagt Aileen. Was für eine knappe Antwort für einen Kaputt-Befund: Aileen ist heroinsüchtig. Sie geht auf der Kurfürstenstraße anschaffen. Sie ist 16. Ihr Gesicht ist bleich, der Körper mager und krank. Ihre Augen blicken meist stumpf in die Welt. Aileen, Angel (23) und Daniel (25) sind die Hauptfiguren in Sebastian Heidingers Dokumentarfilm „Drifter“, der fast 30 Jahre nach „Christiane F. – Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ erneut die Welt der Berliner Drogenabhängigen, Strichjungen und Prostituierten porträtiert.

Der englische Ausdruck „Drifter“ bezeichnet eine ziellos herumziehende, entwurzelte Person. Aileen, Angel und Daniel sind Treibholz im Strudel der Stadt; von der Strömung werden sie mal hierhin, mal dorthin getrieben. Mit kleinen Tricks schlagen sie sich durchs herbstlich-kalte Berlin und nehmen den öffentlichen Raum immer wieder für

kurze Zeit in Beschlag: zum Waschen, zum Ausruhen, für einen Schuss in der Bahnhofstoilette. Der Film beobachtet genau, ohne Scheu vor der Ekel-Grenze. Einmal zeigt die Kamera quälend lange, wie eine Arzthelferin Aileen Blut abnehmen will – und dabei die Nadel immer wieder erfolglos in Venen stößt, die vom Heroinkonsum vernarbt sind.

Dabei meidet der Regisseur in seinem bemerkenswerten Berlinale-Film von 2008, der nun endlich ins Kino kommt, jedwede Sensationsgier. Und umgeht die Charles-Dickens-Falle des freundlich-sentimentalen Blicks auf großstädtische Verwahrlosung. Darüber hinaus gelingt es Heidinger in seinem Abschlussfilm an der Berliner DFFB, jegliches Naserümpfen vor der klein- und kleinstbürgerlichen Welt zu vermeiden, in die er seine Zuschauer hineinzieht. Seine Empathie, die weder Tränen hervorlocken will noch wohlige Schauer den Rücken hinunterjagt, rührt allein aus der Anerkennung, die er den drei Figuren dadurch zukommen lässt, dass er sie ernst nimmt.

Diese Achtung zeigt sich auch und gerade in der Form des Films, die sich selbst zum Verschwinden bringen möchte und alle Aufmerksamkeit dem Inhalt widmet. Dabei macht er es dem Zuschauer nicht leicht. Was Aileen, Angel und Daniel sagen, läuft oft ins Leere – gelegentlich sind ihre Sätze auch schlicht deshalb unverständlich, weil der Großstadtlärm sich zu viel Platz auf der Tonspur verschafft. Manche Szenen werden erst später begreiflich, nachdem wichtige Informationen nachgereicht wurden. Abgesehen von den Namen fehlen erklärende Einblendungen. Kein Off-Kommentar, keine Interviews. Auch abseits davon öffnet sich den Protagonisten keinerlei Raum, in dem sie sich etwa als Darsteller ihrer selbst inszenieren könnten – ein Vorwurf, den man jüngeren Großstadt-Do-

kus wie „Prinzessinnenbad“ und „Draußen bleiben“ durchaus machen muss.

„Drifter“ ist die ästhetische Antithese zum verspielten Exzess des Subgenres Drogenfilm. Wo Filme wie „Trainspotting“, „Requiem for a Dream“ oder „Spun“ ihr Thema vor allem für formale Spielereien nutzen, setzt Heidinger nüchtern auf Sparsamkeit der Mittel und eine beinahe rohe Rüdigkeit des Looks. Das sieht nicht gut aus, ist aber die einzig angemessene Haltung dem Gegenstand und den Figuren gegenüber.

Verharmlost Heidingers interessierte Distanz so vielleicht ebenso unzulässig gerade das, was andere formal dramatisierend verfehlen? Im Gegenteil. Aileen, Angel und Daniel erkennen ihr Leben ja selbst als reparaturbedürftig. Einmal bleibt Aileen vorm Spiegel stehen und erschrickt: „Ick seh ja so verranz und eklig aus – ick würd mich selber ooch nich mitnehmen, janz ehrlich. Und wenn, dann nur für'n Zehner.“

— fsk am Oranienplatz

**„Ick würd  
mich selber  
ooch nich  
mitnehmen –  
janz ehrlich“**

Tagespiel gel 11.6.2009

Mehr als 30 Jahre ist es her, dass die Geschichte der 14-jährigen Christiane F. und ihrer heroinabhängigen Freunde als „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ Einblick in die Berliner Drogenszene eröffnete. Die Gegend hat sich seitdem stark verändert, die Drogenszene ist weniger sichtbar. Doch die Kinder vom Bahnhof Zoo gibt es immer noch, immer wieder. Drei davon begleitet der Dokumentarfilm „Drifter“. Aileen (16), Angel (23) und Daniel (25) sind jugendliche Junkies, leben auf der Straße, übernachten in Notunterkünften oder auch mal bei einem Stammfreier. Geld verdienen sie mit Gelegenheitsjobs wie Kloputzen und Prostitution. Ihre Sucht strukturiert monoton den Tag: Geld beschaffen, Drogen kaufen, konsumieren. Dann wieder von vorn, drei-, viermal am Tag. Dabei sieht man ihnen ihre prekäre Existenz nicht auf den ersten Blick an. Sie tragen Markenklamotten und leeren penibel Wert auf ihr Äußeres. Nur ihre stumpfen Augen und ausdruckslosen Gesichter verraten etwas über ihren Missbrauch.

Monatlang hat der Nachwuchsregisseur Sebastian Heidingler für seinen Abschlussfilm an der DFFB Kontakt zu Drogensüchtigen aufgebaut, hat sich mit

# Die neuen Kinder vom Bahnhof Zoo

Dokumentation über das Milieu dreier Heroinabhängiger: „Drifter“ von Thomas Abelshäuser

**Viel Zeit verwenden Aileen und Daniel drauf, eine bürgerliche Fassade aufrecht zu erhalten**

FOTO: SALZGEBER



einem alten VW-Bus hinter den Bahnhof Zoo gestellt, um ins Gespräch zu kommen und Vertrauen und Akzeptanz zu schaffen. So ist ein unaufdringlicher, im besten Sinne distanzloser Dokumentarfilm geglückt, der ganz nah dran ist, ohne zu kommentieren oder ein Urteil über seine Protagonisten zu fällen. Er bietet weder Erklärungen für den Absturz noch versucht er, ihr Schicksal durch den Bezug auf den Mythos ihrer Vorgänger zu überhöhen. Die Kamera begleitet und beobachtet, wobei die erwarteten Bilder von

Drogenkonsum und Beschaffungskriminalität fast völlig ausbleiben. Stattdessen findet Heidingler sehr erhellende Momente, in denen die bürgerlich wirkenden Junkies an ihrer Fassade arbeiten. Aileen schminkt sich mitten auf dem Trottoir kauernd für den nächsten Kunden, Angel braucht eine kleine Ewigkeit, um seinen blondierten Pony akkurat zu gelen und die Armbänder mit Deo frisch zu machen. Mit erstaunlicher Abgeklärtheit ertragen die Jugendlichen ihren trostlosen Alltag, wenn etwa Aileen

und Angel eher amüsiert als aufgeregt über die ausländische Konkurrenz auf dem Strich reden, die die Preise ruiniere. Hin und wieder blitzt dann doch eine Sehnsucht nach kleinbürgerlicher Normalität auf. In einer der anrührendsten Szenen kocht Angel für einen seiner Freier und garniert die Beilagen auf dem Teller peinlich genau um das selbst panierte Schnitzel, das er zuvor mit einer Wodkaflasche weich geklopft hatte. Die Ordnung im Chaos.

Als Aileen schließlich mit Herpatitis diagnostiziert wird, ver-

lässt sie Berlin und macht einen Entzug. Angel und auch ihr Freund Daniel bleiben im Niemandsland um den Bahnhof Zoo zurück. Am Ende sieht man, wie sich Daniel im öffentlichen Klo einen Schuss setzt. In der Hand den Brief von Aileen, die den Kontakt zu ihm abbricht, um nicht mehr rückfällig zu werden. Dazu ertönt im Klo vom Band die Stimme: „Die Benutzung ist in zwei Minuten abgelaufen, danach öffnet sich die Tür automatisch.“ Ein niederschmetterndes Bild.

Salzgeber Kenner Port M. 6. 2007